

7. JAHRGANG + 1929 + HEFT 6

Zwischen den Zeiten



CHR. KAISER + VERLAG + MÜNCHEN

Bemerkungen zu Hans Michael Müllers Lutherbuch

Von
Karl Barth

Was H. M. Müller ¹⁾ „bei Luther“ bewegt und was er darum in den Mittelpunkt seines Lutherbuches gerückt hat, sind alle diejenigen Äußerungen des Reformators, in denen er von den Linien seiner exegetisch-dogmatischen Darlegungen zuweilen in der Art einer Zwischenrede auf einen Moment abbiegend, den warnenden Hinweis ausspricht, daß diese und diese jeweils zur Diskussion stehende theologische Einsicht (z. B. über das Verhältnis von Gesetz und Evangelium) nur scheinbar und vorläufig leicht zu gewinnen und auszusprechen, in Wirklichkeit und letztlich aber Sache einer nicht vom Menschen zu antizipierenden, sondern von Gott her fallenden Entscheidung sei. Diese Entscheidung ist negativ vom Menschen her: die Stunde seiner wirklichen und grenzenlosen Anfechtung, das Ende seiner existenziellen Möglichkeiten sowohl wie seiner „Gläubigkeit“ bzw. der unheilbare Riß zwischen beiden, zwischen Leben und Lehre — positiv von Gott her: das Kreuz Christi, die Rechtfertigung, die Gabe des Hl. Geistes, der Glaube, die Offenbarung. Diese Entscheidung, in welcher Glaube und Erfahrung identisch sind, ist systematisch nicht zu erfassen, sie steht in keiner Kontinuität zu unseren Entscheidungen, weil es bei Gott und nur bei Gott steht (und das eben ist Gottes „Verborgenheit“, das Dogma der Prädestination), ob und wann und wie sie fallen wird, weil sie jetzt fällt und jetzt nicht fällt, jetzt so und jetzt anders fällt, alles für uns in schlechthiniger Unbestimmbarkeit. Was wir systematisch erfassen, ist unsere eigene Existenz und die ihr gegebene „absurde“ Verheißung, aber eben darum weder unsere Sünde, noch unser Glaube, weder unser wirkliches Angefochtensein, noch die wirkliche Offenbarung und Gewißheit. Diese ist in Bibelauslegung, Predigt und Theologie (Christologie) zu verkünden, aber nicht zu begründen oder eben nicht anders zu begründen denn in Form des Hinweises auf sie. Sie ist „in Rechnung zu ziehen“, auf sie ist „Be-

¹⁾ Glaube und Erfahrung bei Luther, J. C. Hinrich, Leipzig 1929.

zug zu nehmen". Sie ist dem Menschen in ihrer ganzen Absurdität, als Mysterium absconditum an Sand vergangener (Bibel und Lebenserfahrung) und im Blick auf künftige Erfahrung anzukündigen. Sie ist aber nicht zu „erschließen“, nicht zu „vermitteln“, nicht zu „überliefern“. Daß wir es in ihr nicht mit einem der lös- baren und gelösten Probleme „bei Luther“ (wie z. B. die Distink- tion zwischen „Erfahrung“ und „Erfahrung“), sondern mit dem ungelösten und prinzipiell unlös- baren Problem „für Luther selbst“ und für alle Theologie zu tun haben, daß es in der Predigt und in der Theologie nur um Ver- heißung und nicht um Offenbarung gehen kann, eben darum weil es in der Verheißung um Offen- barung und nicht um irgend ein einsichtig zu machendes Seins- verständnis des Menschen geht, daß der Predigt und der Theologie alles Streben nach direkter Mitteilung verboten ist, daß aber ihre indirekte Mitteilung in Form der Verkündigung der Verheißung steht und fällt mit der unverfügbaren Selbstmitteilung Gottes als Anfechtung und Versöhnung des Menschen, das ist's, was H. M. Müller aus seiner ausgebreiteten Lutherlektüre gelernt, bezw. was er uns für diesmal daraus zu sagen hat.

Ich wollte wohl, daß ich meinen dürfte, mit diesem Bericht über sein Buch Müller richtig verstanden zu haben. Dann würde ich jetzt nämlich weiterfahren: Ich habe es erfreut und dankbar gelesen, dankbar für den dokumentierten Hinweis auf den sachlichen und nicht bloß persönlich biographischen Ernst jener Zwischenreden Luthers, der mir so bisher noch nicht eingeleuchtet hatte, für die Erhellung des lutherischen propter Christum durch seine Zusammen- schau mit dem Begriff der Anfechtung, für die Einschränkung des Extra nos der Rechtfertigung (im Gegensatz zu der die Härte des Sachverhalts erweichenden Gollschen Lutherdeutung), für die Unterstreich- ung der negativ und positiv gleich wichtigen Unterscheidung zwischen aller und jeder „Lehre“ und der doppelten Wirk- lichkeit des „Lebens“ (als Leben in der Anfechtung und im Glauben) zwischen Gottes Wort und Menschenwort, eine Sache, die in den letzten zehn Jahren uns alle genug und doch noch lange nicht genug beschäftigt hat. Ich würde Müllers Analysen und Schluß- folgerungen verstehen und begrüßen als einen weiteren wahrlich nicht überflüssigen Vorstoß in der Richtung des Versuchs, den Gegenstand der Theologie in seiner ganzen unaufhebbaren Gegen- ständlichkeit und die Möglichkeit der Theologie in ihrer Be- zogenheit auf diesen Gegenstand „grundsätzlich“ deutlich zu machen

und würde mir seine an Hand der Luthertexte in dieser Hinsicht gemachten Feststellungen auf der ganzen Linie des von ihm durchgangenen Problemkomplexes aufmerksam und sorgfältig gesagt sein lassen. Ich würde mich — unverzeihlicherweise den Splitter in meines Bruders Auge suchend — durch Müllers Darlegungen in Etlichem bestärkt fühlen, was ich gegen — sagen wir vorsichtigerweise: gegen diesen und jenen anderen theologischen Zeitgenossen auf dem Herzen habe; ich würde mich aber gewiß auch in Bezug auf mehr als eine eigene Äußerung dankbar gestört und für die Zukunft belehrt fühlen. Ich würde weiter — immer auf dem Boden grundsätzlicher Übereinstimmung in der Sache selbst — eine gewiß nicht unwichtige aber auch nicht entscheidende Spezialfrage mit Müller zu diskutieren wünschen. Ich würde ihn fragen, ob es nun nicht doch eine unerlaubte Systematisierung der „Erfahrung“ gerade Luthers bedeutet, wenn Müller die Zeiten der Anfechtung bzw. der Offenbarung und des Glaubens durchaus als besondere von allen anderen (sozusagen als leer vorzustellenden) Zeiten wesentlich zu unterscheidende Strecken im Menschenleben beschrieben haben will? Ob die Verborgenheit des göttlichen Handelns wirklich in dieser Weise in seinem Wann? und nicht vielmehr grundsätzlich ganz und gar in seinem Wie? zu suchen ist? Ob es sich bei jener Unterscheidung der Zeiten nicht objektiv und subjektiv um quantitative Unterschiede (der Nachdrücklichkeit und Eindringlichkeit) der Erfahrung handeln muß? Ob das nie vorweg bestimmbare Gesprochenwerden des Wortes Gottes (dieser seiner Kontingenz unbeschadet) nun nicht doch, weil es Gottes Wort ist, als ein Kontinuum (als ein Kontinuum von oben selbstverständlich) zu denken ist? Oder gibt es irgend einen Augenblick in der Zeitreihe unseres Lebens, den wir nicht ernsthaft als Augenblick göttlicher Bereitschaft und darum auch menschlichen Errettetwerdens oder Verlorengehens, als Augenblick der Gnade oder des Gerichts, als Augenblick der Entscheidung also verstehen müssen? Ich würde an diesem Punkt meine Lehre von der Freiheit des Wortes Gottes besser als es mir bei Müller der Fall zu sein scheint, vor der Verwechslung mit der Verkündigung eines Willkürgottes zu schützen suchen. Oder anders ausgedrückt: Ich würde deutlicher zu machen suchen, als es bei Müller geschieht, daß ich nicht etwa daselbe meine, wenn ich „Anfechtung“ und wenn ich „Jesus Christus“ sage. (Der sachliche Punkt, an dem ich Müller von mir aus etwa staunend und besagt gegenüberstehe, dürfte damit angedeutet sein.)

Aber auch wenn ich mich über diese Frage mit Müller nicht verständigen könnte, so würde ich seine Darlegung dennoch als eine klare und wuchtige Darlegung des aller Theologie gegenüber und in aller Theologie geltend zu machenden Vorbehalts mir einzuprägen und nutzbar zu machen suchen, des Vorbehalts der göttlichen Prädestination, Kraft welcher Theologie immer erst werden muß oder auch nicht wird, was ihr Name sagt. Das alles würde in Betracht kommen, wenn ich meinen könnte, Müller richtig verstanden zu haben.

Aber nun steht es so, daß ich leider nicht meinen darf, Müller richtig verstanden zu haben, sondern annehmen muß, etwas ganz Entscheidendes, was er mit seinem Buch gerade mir und gegen mich sagen wollte, in verhängnisvoller Weise überhört zu haben. Gibt sich doch sein Buch, gerade sofern es auch mich angehen soll, als eine solenne Ankündigung von Dingen, die gerade mir gänzlich neu und unerhört sein, deren betrübliches Gegenteil vielmehr meine Dinge sein sollen. „Von Luther aus gesehen“ (S. 111), dem Müllerschen Luther, durch den ich mich eben noch arglos belehren, bestärken und verschärfen lassen wollte, bin ich ja mit Emanuel Girsch in einer Verdammnis und wie sollte mir da nicht einfallen, daß eben H. M. Müller mich ja schon vor Jahresfrist in seiner bekannten Rezension meiner Dogmatik auch mit Schleiermacher in eine Verdammnis geworfen und zum Überfluß auch noch mit dünnen Worten als einen ganz und gar katholischen Theologen verklagt hat? Indem ich nicht überhören kann, daß Hans Michael Müller mich notorisch anders und zwar nicht nur ein bißchen sondern ganz anders haben möchte als ich bin, müßte, daß ich ihn verstanden habe, das bedeuten, daß ich verstanden habe, in wie fern er mich ganz anders haben will. „Die Frage ist: Kann der Barth der Dogmatik I von einer grundsätzlichen Kritik seiner *petitio principii* noch berührt werden?“ hörte ich schon 1928 und schwieg, weil ich Müllers angekündigtes Buch und mit ihm die Klärung eben der Frage abwarten wollte, was denn eigentlich das fundamentale sei, das er an mir zu kritisieren habe. Jene Rezension hatte mir das nämlich nicht deutlich gemacht. Und nun bin ich in der schlimmen Lage gestehen zu müssen, daß ich auf eben diese Frage auch nach sorgfältigster Überlegung des Müllerschen Lutherbuches noch immer keine Antwort weiß. Ich könnte wiederum schweigend mich bescheiden. Als Zuschauer der bisherigen Kämpfe meine ich zu merken, daß es angesichts der eigentümlich streitlustigen Gesprächsgepflogenheiten

Griefbachs und der Seinen keine reine Lust bedeutet, sich auf ihre Herausforderungen auch nur mit solchen „Bemerkungen“ einzulassen. Aber es ist gewiß schon im Blick auf die auf alle Fälle sehr ansehnliche Leistung des Müllerschen Buches, aber auch im Interesse der Sache besser, wenn ich diesmal wenigstens das auch öffentlich sage, daß ich und inwiefern ich Müller nicht verstanden zu haben meine. Auch um Müller selbst wissen zu lassen, daß ich den Schall seiner Worte wohl vernehme und mich seinem Anliegen nicht entziehen möchte, daß er aber, wenn ihm ferner daran liegen sollte, weiter und deutlicher reden müßte, um mit seiner Kritik zunächst auch nur in meine Verständnisweite zu kommen, damit ich dann allenfalls auch von ihr „berührt“ werde. Heute, 1929, kann das immer noch nicht Ereignis sein. Das ist's, was im folgenden, so weit es möglich ist, kurz erläutert werden soll.

Ich höre drei Beschwerden, die ich alle nicht verstehe.

1. In Müllers Rezension von 1928 stand der lapidare Satz: „Wer die Wirklichkeit von Offenbarung und Glauben voraussetzt, stimmt grundsätzlich mit Schleiermacher überein und ist prinzipiell katholisch.“ Was das soll, ist mir auch durch „Glaube und Erfahrung bei Luther“ nicht deutlicher geworden. Ich verstehe und billige, wenn Müller die Theologie rein sehen will von jedem Versuch, die Wirklichkeit der Offenbarung zu „erschließen“, zu „vermitteln“, zu „tradieren“, von jeder *methodus fidei*, wenn er die Theologie streng auf die Ebene der Verheißung verweist. Ich verstehe aber nicht, inwiefern dadurch verboten sein soll, die Wirklichkeit von Offenbarung und Glauben „vorauszusetzen“, verstehe (logisch und sachlich) nicht, was „Verheißung“ bedeutet, wenn sie nicht Verheißung der Erfüllung sein, d. h. aber nicht diese Erfüllung und also die Wirklichkeit der Offenbarung und des Glaubens irgendwie voraussetzen soll. Das Wie dieses Voraussetzens kann zur Diskussion stehen. Welchen Sinn ich mit der Negation seines Daß verbinden soll, das wird mir bei allem Nachdenken nicht einleuchtend. Die Meinung Müllers ist mir durch sein Lutherbuch sogar noch dunkler geworden. Sofern er bei der Konstruktion seiner Begriffe Evangelium, Predigt, Christologie, soweit ich sehe und verstehe, doch selbst nicht darum herumkommt, die Wirklichkeit der Offenbarung und des Glaubens mindestens „in Rechnung zu ziehen“, von „Hinweis“ und „Bezugnahme“ darauf, von ihrer „Ankündigung“ usw. zu reden. „Der gläubige Christ sieht in prinzipieller Gewißheit der wirklichen Ungewißheit seiner Existenz und

ihrer Überwindung von Gott her entgegen, die eben darin, daß sie „existenziell“ unentscheidbar sein wird, als wirkliche Gewißheit verheißen ist“, lese ich an entscheidender Stelle (189). Indem ich dazu Amen sage, verstehe ich nicht, inwiefern dies nicht schlecht und recht ein „Voraussetzen“ der Wirklichkeit der Offenbarung und des Glaubens bedeutet. Müllers Buch ist nicht selbst Verheißung, Bibelauslegung, Predigt, Theologie, sondern eine methodologisch-kritische Bemerkung zu dem Allem. Er hat auch so, so wie ich ihn verstehe (aber ich verstehe ihn offenbar nicht), nicht vermeiden können zu tun, was in der Tat auch Anselm und Schleiermacher getan haben, was Girsch und ich auch tun, was aber offenkundig auch Luther selbst getan hat: in irgend einer systematischen Kontinuität und Korrelation zu dem systematisch nicht faßbaren, diskontinuierlichen X der Offenbarung und des Glaubens zu reden. Gibt es ein systematisches Denken der Verheißung, so gibt es insofern (gewiß nur insofern) auch ein systematisches Denken der Erfüllung. Ihre Diskontinuität zur Verheißung als solcher in Erinnerung zu bringen, wird die besondere Aufgabe dieses Denkens sein müssen. Gäbe es kein kontinuierliches Denken in Bezug auf die diskontinuierliche Erfüllung, dann hieße das, daß es kein Denken der Verheißung, weil überhaupt keine Verheißung, gibt. Das Wort wäre dann nicht Fleisch geworden und das Verbot jenes Voraussetzens wäre dann selbstverständlich, weil es gänzlich gegenstandslos wäre. Wie kann man aber die Verheißung bejahen, ohne eben damit die Erfüllung, sicherlich wissend um ihre Absurdität, vorauszusetzen? Hat Müller das nicht auch selbst getan? Müßte er es nicht noch viel sichtbarer tun, wenn er uns etwa, von der Methodologie zur Sache kommend, ein Stück Bibelauslegung, eine Predigt, seine Christologie selbst vorlegen, d. h. wenn er sich in der von ihm zunächst nur besprochenen „Verheißung“ irgendwie direkt betätigen würde? Kann und darf irgend ein Theologe das von Müller Verbotene nicht tun? Oder wie sieht eine Theologie aus, die das wirklich nicht tut? Daß Luther, von jenem Zwischenreden einmal abgesehen, ununterbrochen gegen dieses Verbot gehandelt hat, dafür wird Müller doch durch seine verdienstliche Aufmerksamkeit gerade für diese Zwischenreden nicht etwa blind geworden sein.

2. Müller schreibt: „Das wirkliche Ärgernis des Humanum und all seiner Konstruktionen bleibt außer Betracht. An Stelle der absurden Verheißung propter Christum tritt ein unanfechtbar ge-

setzes, d. h. metaphysisches Seinsverständnis des Menschen" (114). Diese Worte sollen ausdrücklich mich angehen. Ich verstehe aber nicht und frage: Wenn auch nach Müller die Darlegung der Verheißung die (von ihm selbst allerdings noch nicht angerührte) Aufgabe der Theologie ist, vollzieht sich die Arbeit und diese Aufgabe etwa außerhalb des „*Humanum*“, sodaß sich das „*Ärgernis des Humanum*“ durch die Theologie direkt und unzweideutig zur Darstellung bringen ließe? Arbeitet die Theologie mit anderen Konstruktionsmöglichkeiten als den menschlichen, in einem anderen Rahmen als dem eines (es fragt sich doch wohl welches) Seinsverständnisses des Menschen? Kennt Müller eine dem Verdacht bloß existenzieller Dialektik, der Gefahr des menschlichen Verfügens über Gott nicht ausgesetzte, weil grundsätzlich entrückte Möglichkeit theologischer Rede, eine Möglichkeit, das wirkliche Ärgernis des *Humanum*, die Absurdität der Verheißung nicht bloß durch Klärung des Begriffs der Offenbarung und des Glaubens in der Sphäre menschlicher Begrifflichkeit möglichst sachlich zu bezeichnen, sondern die Anfechtung und das Kreuz Christi unzweideutig in Betracht zu ziehen? Kann er das göttliche „Von außen“ anders denn im Schein und Verdacht eines menschlichen „Von innen“ aussprechen? Beispielsweise: Weiß er sich in der Lage, den Begriff der Dreieinigkeit Gottes so zu entwickeln, daß seine Verwechslung etwa mit dem augustinischen „*vestigium trinitatis*“ durchaus ausgeschlossen wäre, so also, daß er, Müller, von allem aber auch allem Verdacht des Hegelianismus gereinigt wäre? Kennt er eine effektiv heilige und also der Rechtfertigung durch den Glauben nicht bedürftige Theologie? Ich könnte ja auch fragen: Kennt er eine Theologie, die unzweideutig keine Philosophie wäre? Nach der überlegenen Ironie, mit der er 1928 meine sämtlichen Bemühungen um eine relative Deutlichkeit hinsichtlich der Grenze alles theologischen Redens aufgenommen und nach der Unbedingtheit des eben angeführten Urteils zu schließen, müßte das der Fall sein. Aber realisiert hat er selbst diese Möglichkeit auch noch nicht und wie sollte ich die indirekte Ankündigung dieser Möglichkeit mit seinen eigenen Feststellungen über das Verhältnis von Lehre und Leben, Heiligung und Sünde, vereinigen können? Müßte eine Lehre, die „die absurde Verheißung propter Christum“ unzweideutig dem *Humanum* gegenüber auf den Plan führen würde, nicht die Erfüllung selber sein und wo bliebe dann die Kontingenz und Unzugänglichkeit jener Erfüllung? Ist die „wider unsere Existenz“ gehende Verheißung

nicht eben als solche in unlösbarer Beziehung zu unserer Existenz gesetzt? Ich würde nicht sagen, daß wir, um von Gott zu reden, nur vom Menschen reden können, aber ich sehe allerdings nicht ein, wie wir unzweideutig von Gott reden können, wie es zum Zwecke des Verständnisses der „absurden“ Verheißung (auch als solche will sie doch immerhin verstanden sein) zu einem Verständnis Gottes kommen soll, das zum Selbstverständnis des Menschen nicht in irgend einer (es fragt sich nur welcher) Analogie stehen würde, sehe nicht ein, inwiefern durch diese formale Bezogenheit und Ähnlichkeit zwischen Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis die Ärgerlichkeit der ersteren für die letztere an sich gefährdet sein soll. Ich sehe wohl ein, daß es innerhalb des selbstverständlichen Anthropologismus der theologischen Rede ernsthafte Unterschiede und Gegensätze, Kriterien, Fragen und Entscheidungen gibt, hinsichtlich derer (also auf dem Feld der lösbaren Probleme) man sich in keiner Weise wird leicht tun dürfen, sehe aber nicht ein die Möglichkeit und das Recht des Müllerschen Generaleinwandes gegen ein Vorgehen, das sich freilich notwendig im Schatten jenes Verdachtes und jener Gefahr vollziehen wird, das mir aber wiederum im Blick auf Joh. 1, 14 einem Sachverhalt zu entsprechen scheint, sehe also nicht ein die Möglichkeit und das Recht einer humorlosen Kritik aller und jeder Systematik auf diesem Felde, als ob eine solche durchaus ein „metaphysisches Seinsverständnis des Menschen“ sein müßte und etwas Anderes durchaus nicht sein könnte. Sollte die Müllersche Formulierung der Verheißung, wenn er sie uns dereinst vorlegen wird, wirklich kraft des Fehlens jeder Analogie zum *Humanum*, kraft reiner Ärgerlichkeit dem *Humanum* gegenüber unzweideutige Verheißung und also eine der meinigen gegenüber ganz andere sein? Ich möchte darüber Näheres hören, bevor ich mich durch den mir allzu generalen Generaleinwand Müllers auch nur erreicht, geschweige denn getroffen fühle. Vorläufig halte ich H. M. Müller gerade im Blick auf diesen Punkt für einen jener nicht seltenen, vielleicht typisch deutschen Theologen, die, nachdem sie — gewöhnlich bei Luther und gewöhnlich unter dem Eindruck einer bestimmten Philosophie — etwas Wichtiges und Richtiges entdeckt haben, vor lauter grimmigem Lachen über die Andern das in der Theologie durchaus unentbehrliche Lachen über sich selbst verlernt haben und schon deshalb auf dem Wege sind, ihr Richtiges und Wichtiges schleunigst zu Schanden zu reiten.

3. Die von Müller an Hand von Luther dargestellte Erinnerung

an die Diskontinuität zwischen Offenbarung und Glauben einerseits, Lehre und Gläubigkeit andererseits, hat nach mir methodisch die Bedeutung eines „Vorbehalts“. Ich verstehe darunter die gegenüber den notwendig zweideutigen (als bloß existentiell mißzuverstehenden) Sinweisen der der Theologie aufgetragenen Verheißung angebrachte, methodisch sichernde Anmerkung, die eben auf die Zweideutigkeit dieses Sinweises, die explicit auf die „gemeinte“ göttliche Entscheidung, auf das Ereignis der Offenbarung und des Glaubens selbst hinweist. Sie wird notwendig selber zweideutig, sie wird dem Bereich des Humanum nicht entzogen sein. Ist sie darum nutzlos, unaufrichtig, eine *petitio principii*, *huius principii*, durch die ich nur meinen törichtten Anspruch, ein „begnadeter Denker“ zu sein verrate? (134). Warum soll sie nicht in aller Anspruchslosigkeit ein notwendiges letztes Glied sein der Bemühungen, innerhalb des Humanums jenen Sinweis zu vollziehen, in welchem Müller selbst die Aufgabe der Theologie erkennt? Ich verstehe erstens den Eifer nicht, mit dem er aufdeckt, was bei mir von vornherein zugegeben ist: daß auch dieser letzte Sinweis eben ein Sinweis, auch dieses letzte Wissen eben nicht an sich und als solches Wissen um Gott selber, „Erfahrung“, Offenbarung und Glaube ist. Wo und wann habe ich den Anspruch erhoben, mit diesem Sinweis oder mit irgend einer anderen meiner zugestandener Weise „humanen“ Konstruktionen die Offenbarung und den Glauben zu erschließen, zu vermitteln, zu tradieren? Wo und wann habe ich mit diesem Sinweis oder mit irgend einem anderen Sinweis eine andere Absicht kundgegeben als eben die, zu sagen, was Offenbarung und Glaube ist, im vollen Bewußtsein, damit dem Selbstwort der Offenbarung und des Glaubens, das durch unser Sagen in keiner Weise zu ersetzen ist, bestenfalls die n e n zu können? Von welchem sichern Ort aus aber will Müller umgekehrt in Abrede stellen, daß dieser letzte Sinweis wie das menschliche Sinweisen, Verheißten, Verkündigen überhaupt *ubi et quando Deo placet* seinen intendierten Dienst am Worte Gottes selber tun k a n n? Und ich verstehe zweitens nicht, inwiefern die in Frage stehende Erinnerung nach Müller etwas Anderes sein sollte als eben ein „Vorbehalt“. Ich sehe sie auch in den von Müller benützten Luther texts nicht anders denn eben als Zwischenrede auftauchen. Daß es nützlich war, wenn Müller sie für einmal zum Thema seines Buches machte, bestreite ich nicht, nur würde ich meinen, daß sein Buch eben darum als Ganzes eine kritisch-methodische Anmerkung ist, ein diesmal

v o r a u s geschickter Vorbehalt zu bevorstehenden eigentlich theologischen Darlegungen, in denen er sich um den Hinweis, die Verheißung als solche (im Bereich des Humanum und darum notwendig im Zeichen dieser Erinnerung) bemühen müßte. Für Luther selbst war diese Erinnerung kein Thema, sondern eben eine notwendige Bemerkung zum Thema, ein jeweils letztes Wort, methodisch ähnlich dem „Suspirium“, mit dem spätere Dogmatiker, leider sehr viel schematischer und unglaublicher als Luther, aber in guten Treuen, ihre systematischen Darlegungen jeweils am Ende eines Paragraphen zu unterbrechen pflegten. Ich verstehe nicht, wie es anders sein, wie man diesen Faktor anders als in Form des Vorbehaltes „in Rechnung ziehen“ soll. Ich würde nicht verstehen — und das scheint nun doch zu drohen — wenn die solenn angekündigte „kritische Theologie“ nun doch darin sich erschöpfen wollte, immer und immer wieder von dem Riß zwischen Lehre und Leben, von der unbestimmbaren Entscheidung, von der Kontingenz der Erfahrung usw. zu reden. Ich würde das und die mit diesen Sätzen an jeder mit den „lösbaren“ Problemen beschäftigten Theologie zu übenden Kritik für ein etwas billiges Vergnügen halten und eine Platte voll Salz, bei aller Schätzung gesalzener Speise, für keine Speise. So ging es mir, als ich vor 20 Jahren Johannes Müllers Lehre vom „Leben“ mir anzueignen suchte. So geht es mir heute, wo mich Hans Michael Müller (nicht doch letztlich mit derselben Lehre?) das Gruseln lehren will.
